

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 30 (1940)
Heft: 18

Artikel: Der Mund, der schweigen muss
Autor: Vogel, Bodo M.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-643392>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Mund, der schweigen muß

Roman einer Aerztin von Bodo M. Vogel

Thea Hansen, Fräulein Doktor Thea Hansen, Assistentärztin in der Frauenklinik, sah nach der Armbanduhr; es war zehn Minuten vor sieben Uhr abends und damit höchste Zeit, in die Klinik zu gehen und den Nachtdienst zu übernehmen. Sie warf einen raschen Blick durch die kleine Wohnung, ob alles in Ordnung war. Theas Wohnkameradin und Kollegin, Dr. Ilse Runge, würde in den nächsten Minuten kommen und hatte es heute eilig.

Fräulein Dr. Ilse Runge hatte sich kürzlich verlobt; und da Ilse stets ein praktisches Mädchen gewesen war, nannte der Erkorene ein großes kaufmännisches Unternehmen sein eigen und war ein sehr vermögender Mann. Er würde Ilse nachher im Wagen abholen, und sie wollten ins Theater gehen. Das Abendkleid lag schon auf dem Bett, daneben war die Wäsche ausgebreitet. Thea hatte an alles gedacht.

Sie und Ilse waren Studienkameradinnen. Sie hatten zusammen ihre Examina abgelegt, und nun hatte der Zufall es auch gewollt, daß sie beide in der gleichen Klinik und in derselben Abteilung arbeiteten. Sie lösten sich häufig ab. Eine war oft bei Tage tätig, die andere des Nachts. Die Folge war, daß sie sich eigentlich wenig sahen. Aber das tat der Freundschaft keinen Abbruch.

Thea stand am Spiegel und schob eine rebellierende Locke ihres vollen dunklen Haares unter die Kappe. Dann, nach einem neuerlichen Blick auf die Uhr, stürzte Thea fort, und wenige Minuten später betrat sie die Halle des großen Sonderbaus im Klinikenviertel. Der junge Mann am Fahrstuhl, ein frischer, junger Bursche, riß sich zusammen und seine hellen Augen strahlten.

„Habe schon gewartet, Fräulein Doktor! Sie kommen zwei Minuten später als sonst.“

„Ich habe mich ein wenig verspätet.“

Sie lächelte ihm zu, während er die Fahrstuhltür hinter sich schloß.

„Geht's heute besser, Karl?“ fragte sie. „Keine Zahnschmerzen mehr?“

Er schüttelte erfreut den Kopf.

„Nein“, erwiderte er. „Ich habe Ihren Rat befolgt. Ich habe ihn ausziehen lassen.“

„Das war recht“, sagte sie. „Guten Abend, Karl.“

Er wünschte ihr auch einen guten Abend und sah ihr bewundernd nach, während sie schnell den Korridor entlang ging.

Karl hatte eine neunmonatliche Erfahrung als Fahrstuhlführer hinter sich, und er kannte jeden in der Klinik. Er kannte die Schwestern, die Aerzte. Es gab Aerzte und Aerzte. Die vier Aerztinnen kannte er auch. Es gab Aerztinnen und Aerztinnen. Keiner oder keine war so wie Fräulein Doktor Hansen. Immer freundlich und immer hilfsbereit. Für die anderen war er, der Fahrstuhlführer Karl, oft nur Luft; für Fräulein Hansen nicht. Und hübsch, sehr hübsch war sie auch. Viel hübscher als alle anderen. Karl war noch jung, erst siebzehn Jahre alt, und am liebsten hätte er sein ganzes Leben lang immer nur Fräulein Doktor Hansen im Fahrstuhl befördert.

„Na, wird's bald, junger Mann“, hörte er plötzlich eine Stimme neben sich. „Sie träumen wohl.“

Karl sah Fräulein Doktor Ahrens vor sich, auch eine von den Aerztinnen der Klinik, und auf seine Stirn trat eine Falte. Er sagte zwar nichts, denn was hätte ein Fahrstuhlführer auch zu sagen gehabt, aber er wußte, so hart und unhöflich wäre Fräulein Doktor Hansen nie zu ihm gewesen. Es gab eben Aerztinnen und Aerztinnen.

Thea war unterdessen in ihrer Abteilung angekommen und stand in dem Aerztezimmer bei ihrer Kollegin Ilse Runge, deren Dienst sie übernehmen mußte.

„Alles ruhig, Hansen“, sagte Ilse, ihren weißen Kittel ablegend. „Nichts Besonderes — nur hat eine nach dir gefragt — die alte Frau Medow. Sie ist übrigens jetzt im Einzelzimmer untergebracht . . .“

Thea fuhr zusammen.

„Dann ist also — — —“

„Keine Hoffnung mehr, Hansen. Ein Wunder, daß sie überhaupt noch den Abend erlebt hat. Wie gesagt, sie hat nach dir verlangt. Sie hat mir sogar zugemutet, dich telephonisch rufen zu lassen.“

„Warum hast du es nicht getan?“ fragte Thea ruhig.

„Kind, warum dich in der Freizeit stören? Das würde zu weit führen, wenn das Mode würde. Wartet der Wagen schon?“

Die letzte Frage klang erwartungsfroh. Thea erklärte, daß sie nicht darauf geachtet hätte, ob der Wagen mit Ilses Verlobten schon da war oder nicht.

„Ich muß mich eilen“, fuhr Ilse lebhaft fort. „Wir gehen in die Oper; und ich freue mich sehr. Ich bin ja so glücklich, Hansen.“

Thea nickte zerstreut, doch, als ihre Kollegin gehen wollte, rief sie an der Tür noch einmal zurück.

„Ein Wort noch, Runge“, sagte sie, „hat Professor Krusius Frau Medow noch gesehen?“

Professor Krusius war der Chirurg, der Frau Medow kürzlich operiert hatte. Der Eingriff war günstig verlaufen — Thea hatte das mit erfahrenem Blick gleich gesehen, denn sie war während der Operation anwesend gewesen. Alles, was Professor Krusius internahm, war ausgezeichnet. Er war einer der besten Chirurgen, die es gab, und doch stand er erst in den dreißiger Jahren.

Thea schwieg immer noch das freundliche, fast kameradschaftliche Lächeln vor Augen, mit dem er sie bei ihrem ersten Zusammentreffen begrüßt hatte. Sie hatte ihn, den berühmten Mann, seitdem oft bei der Tätigkeit gesehen und beobachtet. Nie, niemals war ihm ein Mißgriff unterlaufen oder eine Unsicherheit. Er war ein geborener Arzt und Chirurg.

Die Tatsache, daß es mit Frau Medow jetzt schlimm stand, war also nicht Krusius' Schuld — das wußte Thea genau. Er hatte alles getan, was in seinen Kräften stand, doch den Tod und die erschaffende Lebenskraft konnte auch er nicht besiegen. Frau Medow war eine alte Frau und besaß eine schwächliche Natur. Auch hatte sie immer einen niedergeschlagenen Eindruck gemacht, und man braucht nicht Arzt zu sein, um nicht zu wissen, wie sehr irgendein geheimer Kummer den seelischen Widerstand einer ältern Patientin beeinflussen mußte.

„Nein, Krusius ist nicht dagewesen“, erwiderte Ilse auf Theas Frage.

„Ja, aber ...“

„Ich weiß“, meinte Ilse, „er sollte sofort angerufen werden, wenn sich das Befinden verschlimmerte. Das ist auch geschehen, ich habe selbst angerufen. Aber er war nicht in seiner Wohnung, und die Dame am Telephon konnte auch nicht sagen, wann er zurückkäme.“

„Dann hast du ihm doch wenigstens Nachricht hinterlassen?“

„Selbstverständlich. Mehr konnte ich auch nicht tun. Ich habe gemacht, was möglich war. Nun muß ich aber wirklich gehen. Erich wird warten und das Theater fängt an. Wiedersehen — Und langweile dich nicht zu sehr.“

„Dein Abendkleid liegt bereit“, rief Thea ihr nach, doch Ilse war schon fort. Thea zuckte die Achseln und wandte sich um, um in den großen Krankensaal zu gehen.

In dem Raum waren alle vierundzwanzig Betten bis auf eins belegt, zwölf standen auf jeder Seite. Die dienstuende Schwester kam Thea entgegen und erstattete Bericht. Die Patientinnen hätten gerade ihr Abendessen beendet. Als sie Theas Stimme hörten, ging eine Bewegung durch den Raum.

„Fräulein Doktor ...“

Dieser Ruf, fast ein Flüstern, kam von der Kranken im ersten Bett, dem Nesthäkchen der Abteilung, einem jungen Mädchen von sechzehn Jahren, das bei einem Sturz mit dem Fahrrad eine Gehirnerschütterung erlitten hatte. Der Verstand schien dadurch etwas in Mitleidenschaft gezogen zu sein, denn das Mädel war wieder zum Kind geworden. Der Fall, der demnächst in die Nervenheilanstalt überging, war aber nicht hoffnungslos.

„Was ist denn, kleines Fräulein?“ Thea ging an ihr Bett und beugte sich nieder. „Ah, wir haben Zuwachs bekommen?“ fragte sie erstaunt.

Das Mädchen hielt einen Teddybär umklammert und lächelte kindlich froh.

„Hat Mama heute mitgebracht. Habe ich mir bringen lassen. Schön, nicht wahr?“

Sie hielt Thea das Spielzeug entgegen. Die Schwester flüsterte ihr etwas ins Ohr und sie nickte.

„Ja, wirklich schön, Emmi“, sagte Thea, „Aber weißt du, als ich sechzehn war, habe ich nicht mehr mit Teddybären gespielt. Willst du ihn mir nicht geben?“

„Gern, Fräulein Doktor ... Ich schenke ihn Ihnen — —“

„So ist es nicht gemeint, Mädel“, sie gab der Schwester das Spielzeug und ließ es wegbringen. „Und nun, gute Nacht, Emmi. Jetzt mußt du schlafen und bald wieder gesund werden.“

Sie fuhr ihr streichelnd über die Haare, gehorsam schloß Emmi die Augen.

Thea ging weiter. Bei jedem Bett fand sie ein gutes Wort, ein Lächeln, eine Aufmunterung. Dann kam sie auf der anderen Seite bei Nummer elf an: Frau Olga Müller, 23 Jahre, Kindbettfieber, auf dem Wege zur Besserung.

Thea nahm ihre Hand, fühlte den Puls und fragte, ob sie ihr Essen ganz aufgegessen hätte.

„Ja, Fräulein Doktor. Ich habe mein Versprechen gehalten“, erwiderte Frau Müller. „Nicht wahr, Schwester?“

Die Schwester nickte.

„Und ich habe auch meins gehalten“, fuhr Thea fort. „Ich habe die Wolle für das Kinderkleid besorgt. Die Schwester wird sie Ihnen morgen geben. Da können Sie sich ein bißchen beschäftigen für Ihr Kleines. Aber nur zwei Stunden, nicht mehr ... Dem Mädchen geht es gut — —“

Die junge Mutter war außer sich vor Freude.

„Ich danke Ihnen auch vielmals, Fräulein Doktor. Was bin ich Ihnen schuldig? — —“

Thea war schon weitergegangen und hörte die Frage nicht mehr, oder wollte sie nicht hören. Die Schwester aber beugte sich nieder und flüsterte der Kranken zu:

„Die Wolle hat Fräulein Doktor Ihnen geschenkt — —“

Thea ging von Bett zu Bett. Überall aus dem Kissen sahen sie glänzende Augen an, oft ein unter Schmerzen oder Fieber glühender Blick.

Die Abendvisite war beendet. Nun kam das Schlimmste. Thea öffnete die Tür des Einzelraumes, des „Totenzimmers“, wie die Patientinnen sagten, und fragte sich im stillen, was wohl die Kranken, die hier im Sterben lag, von ihr verlangte, warum sie sie zu sprechen wünschte.

Die Patientin lag ohne Bewußtsein da und ein einziger Blick genügte für Thea, um bestätigt zu finden, was ihre Kollegin vorhin angekündigt hatte: Der Tod stand neben dem einfachen, nüchternen Krankenhausbett. Wie oft war er schon in diesem Zimmer gewesen! Doch nie war Thea dieser Augenblick so erschütternd erschienen wie gerade jetzt.

Sie schickte die Schwester fort, schloß leise die Tür und rückte sich einen Stuhl neben das Bett. Die alte Frau atmete nur noch schwer. Thea betrachtete die grauen, eingefallenen und doch noch hübschen Gesichtszüge, sie sah das leichte, kaum wahrnehmbare Zucken der Lippen und sie verspürte eine große, bittere Hilflosigkeit in sich. Sie war eine Ärztin, und der Umgang mit dem Tode mußte ihr vertraut und alltäglich erscheinen, aber in ihrer Brust war noch ein Herz, das Herz eines mitfühlenden Menschen, das Herz einer Frau. Es war still, ganz still in dem kleinen Raum, und Thea dachte daran, wieviel die Kranke wohl in ihrem ganzen Leben gelitten hatte, körperlich und auch seelisch.

Vor acht Wochen hatten sie Frau Medow gebracht, und Professor Krusius hatte sich ungewöhnlich für den Fall interessiert. Die erste Woche nach der Operation war sie vorübergehend in einer anderen Abteilung gewesen, und dann war sie wieder unter die Aufsicht von Dr. Thea Hansen zurückgekommen.

Und doch wußte sie nichts über das Leben der Kranken; Frau Medow selbst hatte es, im Gegenteil zu den anderen Frauen und Mädchen der Abteilung, immer ängstlich vermieden, über sich selbst zu sprechen. Sie war still und geduldig gewesen und stets dankbar für jede Kleinigkeit, die man ihr zuwandte, besonders gegen Thea; doch konnte sich diese nicht erklären, wodurch sie sich die ungewöhnliche Zuneigung der Kranken erworben hatte, denn Thea behandelte alle Kranken gleich freundlich. Jetzt wünschte sie von Herzen die Gelegenheit herbei, noch etwas für die Kranke tun zu können. Medizinisch gesehen bestand allerdings keine Aussicht mehr — niemand wußte das besser als Thea — doch Frau Medow brauchte etwas anderes. Es war, als ob in der Seele der Kranken schon lange etwas erloschen war, das wieder zur Flamme entfacht werden mußte. Ja, irgend etwas Wichtiges, wie Thea ahnte, etwas Geheimnisvolles. Aber, war es dazu nicht schon zu spät?

Plötzlich öffnete die Kranke die Augen, sah Thea ohne Erstaunen fest an, und dann sagte Frau Medow ganz klar und einfach:

„Mein Gebet ist also doch erhört, Fräulein Doktor. Gott will mich nicht sterben lassen, bevor — — bevor ich mit Ihnen gesprochen habe. Ja, ich habe etwas auf dem Herzen, das muß ich Ihnen noch sagen — —“

Dabei streckte sie ihre schmale, weiße Rechte aus, an deren Ringfinger zwei Trauringe waren, und Thea nahm die Hand in ihre beiden Hände.

„Ich wäre jederzeit sofort gekommen, als Sie nach mir verlangt hatten, liebe Frau Medow“, sagte sie freundlich. „Nur leider — —“

„Ich weiß, Sie hatten Dienstfrei. Und es war überhaupt zu aufdringlich von mir, Sie im Schlaf stören zu wollen, nicht wahr?“

Thea lächelte.

Fortsetzung folgt.